



CHRISTINE NEUMEYER
Der Kuss des Kaisers

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von
Stadt Wien Kultur.*



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/17357-2211-1003



Copyright © 2023 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: © Alexandre Cappellari / Arcangel Images

Druck und Verarbeitung:

Florjančič Tisk d.o.o., Maribor

ISBN 978-3-7117-2136-5

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

www.picus.at

CHRISTINE NEUMEYER

Der Kuss des Kaisers

EIN HISTORISCHER WIEN-KRIMI

PICUS VERLAG WIEN

KAPITEL 1

1. JUNI 1908

K. u. k. Amtssekretär Josef Krzizek war im Auftrag Seiner Majestät, des Kaisers von Österreich unterwegs. Er musste den Erwerb des neuen Gemäldes von Gustav Klimt, »Der Kuss«, in die Wege leiten, bevor Seine Hoheit, Thronfolger Franz Ferdinand von einer Ungarnreise nach Wien zurückkehrte. Heute bot sich eine günstige Gelegenheit. Hunderte Künstler, man beachte, ein Drittel davon Frauen, stellten zwischen Schwarzenbergplatz und Stadtpark in einem für die Kunstschau von Architekt Josef Hoffmann geplanten Areal von Pavillons, Höfen und Gärten ihre Werke dem Publikum vor. Der bekannteste unter ihnen war zweifelsohne Gustav Klimt. In wenigen Augenblicken würde der Meister die Eröffnungsrede halten.

Josef Krzizek war vorbereitet. Er hatte sich erkundigt. Dieser Klimt war ein interessanter Mann, konnte allein mit der Malerei sein Leben finanzieren. Viele Damen der jüdisch-bürgerlichen Gesellschaft ließen sich von Herrn Klimt porträtieren. Der kleine Skandal vor acht Jahren um die pikant freizügigen Frauenporträts für den Festsaal der Wiener Universität hatte dem Ansehen des Künstlers ebenso wenig geschadet wie die Verbreitung erotischer Studien unter den Ladentischen, für die er angeblich minderjährige Mädchen anheuerte. Dieser Gustav Klimt führte ein erstaunlich freies und unabhängiges Leben, wenn man den Klatschspalten in den Zeitungen glauben durfte. Tief durchatmend steuerte Krzizek auf den Eingang des Gebäudes zu. An der Tür blieb er stehen und betrachtete das Plakat

zur Ausstellung. Ein Frauenkopf mit langen blond gewellten Haaren. Offenbar war das Motiv mit wenigen Strichen und Farbklecksen zu Papier gebracht worden. Was sollte er von dieser Art von Kunst halten? Ungern galt er als altmodisch, aber in Sachen Kunstgeschmack stand er dem Erzherzog Franz Ferdinand, der die Nase rümpfte bei allem, was als modern galt, näher als dem Kaiser. Krzizek schnalzte mit der Zunge. Wie auch immer. Er würde den Auftrag des Ministeriums vorschriftsmäßig ausführen. Das umstrittene Gemälde war schon so gut wie im Staatsbesitz. Er straffte die Schultern, richtete den steifen Hemdkragen und wischte mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Verdammt heiß war es in Wien für Anfang Juni. Entschlossen trat er in den kühlen Vorraum. Aufmerksam musterte er die Damen in langen, saumgebauchten Kleidern und ausladenden Hüten. Viele der Herren waren in Frack und Zylinder. Er selbst trug einen schlichten Gehrock. Schließlich war er im Dienst und nicht zum Vergnügen hier. Weiter ging es in den hellen, mit schwülem Damenparfum erfüllten Raum. Da trat der Meister in sein Blickfeld. Herr Klimt stach allein durch seine Körpergröße aus der Menge heraus. Mit unbedecktem Haupt unterhielt er sich mit einer Gruppe älterer Männer. Krzizek suchte sich ein ruhiges Plätzchen, um die Szenerie ungestört überblicken zu können. Niemanden aus dem Hofstaat konnte er entdecken, keine einzige blaue Uniform. Die Innenarchitektur des eigens für die Künstlergruppe um Klimt errichteten Gebäudes war für eine Veranstaltung im Jahr des Kaiserjubiläums auch kaum angemessen ausgestattet. Auf schlichten Wänden verloren sich blasse Blumenranken wie billige Bordüren auf einem Bauernkittel. Da fuhr ein ehrfürchtiges Raunen durch die Menge. Gustav Klimt trat an das Rednerpult.

»Wir sind keine Genossenschaft, keine Vereinigung, kein Bund«, begann Klimt, »sondern haben uns in zwangloser

Form eigens zum Zweck dieser Ausstellung zusammengefun-
den, verbunden einzig durch die Überzeugung, dass kein Ge-
biet menschlichen Lebens zu unbedeutend und gering ist, um
künstlerischen Bestrebungen Raum zu bieten, dass auch das
unscheinbarste Ding, wenn es vollkommen ausgeführt wird,
die Schönheit dieser Erde vermehren hilft, und dass einzig in
der immer weiter fortschreitenden Durchdringung des gesam-
ten Lebens mit künstlerischen Absichten der Fortschritt der
Kultur begründet ist.«

Krzizek runzelte die Stirn. Wollte der Meister die ganze Welt
mit seiner Kunst beglücken? Prüfend spähte er ins Publikum
und staunte, wie andächtig die Leute der Ansprache lauschten.
Zum Schluss bezeichnete Klimt die Ausstellung als Kräfterevue
österreichischen Kunststrebens und als Präsentation der viel-
fältigen Kultur im Reich. Das gefiel ihm. Einer Förderung der
Heimatliebe durch die Kunst stimmte er zu. Vielleicht wäre
dieses Gemälde doch eine schöne Ergänzung zu den dunk-
len Landschaften der traditionellen Meister und den düsteren
Porträts der Habsburger in der Galerie des unteren Schlosses,
überlegte er. Gold war die Farbe der Sonne. Gold galt auch
als Farbe der Macht, der Erhabenheit und der Würde. Mögli-
cherweise sah dies auch der Thronfolger so und seine Sorge um
die Intervention gegen den Ankauf war gänzlich unbegründet,
sinnierte er weiter.

Freundlicher Applaus begleitete Gustav Klimt, als er vom
Pult stieg und sich dem Publikum im Saal zuwandte. In diesem
Moment trat Krzizek auf den Künstler zu, streckte sich und
raunte dem groß gewachsenen Mann ins Ohr, dass er im Auf-
trag des kaiserlich-königlichen Kultusministeriums den Ankauf
des Gemäldes heute abzuwickeln gedenke.

»Nach der Führung können wir im angrenzenden Verwal-
tungsraum verhandeln«, antwortete Klimt kühl.

Aha! Verhandeln will er, dachte der Amtssekretär und zwang sich zu einem gefälligen Lächeln. Keinesfalls wollte er dem Künstler durch seine Mimik verraten, dass das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht jeden Preis zu zahlen bereit war. Krzizek fühlte sich als beeideter Beamter der Sparsamkeit verpflichtet. »Ich freue mich darauf, Herr Klimt«, heuchelte er. »Bittschön geben S' mir ein Zeichen, wenn Sie so weit sind.«

Klimt nickte, drehte sich um, ließ den Amtssekretär stehen und deutete den Gästen mit der Hand, ihm zu folgen. Krzizek schluckte die kleine Demütigung hinunter und schloss sich der Führung an.

»Hier sehen Sie Sonja Knips mit dem roten Skizzenbuch. Es war ein außerordentliches Vergnügen, das Fräulein im Garten ihrer Eltern unter einem blühenden Rosenstrauch zu malen. Die Amseln zwitscherten, Insekten surrten und dennoch regte Sonja keine Miene, blieb beharrlich in der Position, um die ich sie gebeten hatte. Trotz der sommerlichen Hitze trug sie das langärmelige, um den Hals geraffte Kleid mit bewundernswerter Würde. Kein einziger Schweißtropfen benetzte ihre Haut bis zum Ende des ersten Entwurfs.«

Krzizek musterte das Gemälde. Die Porträtierte saß in leichter Vorbeuge in einem hellen Lehnstuhl, die Kante des blutroten Skizzenbuchs in ihrer rechten Hand berührte das bedeckte Knie. Wach, neugierig, vielleicht ein wenig zu stolz für ein so junges Fräulein, blickte sie von der Leinwand auf jeden hinab, der sie betrachtete. Gustav Klimt bat weiter in den nächsten Raum. Neben der Tochter eines adeligen Offiziers sah man die enge Vertraute Klimts, Emilie Flöge, eine stadtbekannte Schneiderin. Auch sie im Freien gemalt. Das war ungewöhnlich. Wohlhabende Bürger ließen sich bevorzugt im Inneren ihrer Häuser und Wohnungen porträtieren. Auf einem

Gemälde zeigte sich Frau Flöge in einem weit geschnittenen Kleid aus wild gemustertem Stoff. Selbst ihr dichtes schwarzes Haar zeigte Wildheit. Krzizek musste sich eingestehen, dass er von den lebendigen Frauendarstellungen Klimts angetan war. Ginge es nach seinem Geschmack, hätte er eines der Frauenbilder für die Staatsgalerie angekauft, nicht den »Kuss«. Den Thronfolger hätten die schönen Damen wohl auch mehr angesprochen. Das Gemälde Klimts mit dem Kuss gefiel Krzizek am wenigsten. Nicht, weil das Bild unvollendet war, was die meisten bestimmt erst auf den zweiten Blick bemerkten. Hier, wo er es nach den Schwarz-Weiß-Abbildungen in der amtlichen Korrespondenz im Zuge des Ankaufs zum ersten Mal in natura sah, verstörte ihn der Anblick der in grellen Farben dargestellten eng aneinandergedrückten Körper. Der Mann war einzig an dem schwarz behaarten Hinterkopf als solcher zu erkennen. Die Gestalt der Frau war höchstens zu erahnen, wobei der Künstler wenigstens ihr entrücktes Gesicht zeigte. Ein hässlich bunter Stoff ohne konkretes Motiv verhüllte das Paar fast zur Gänze. Erneut fragte er sich, was in aller Welt an diesem Bild so bemerkenswert sein solle. Abgesehen von dem vielen Gold.

Langsam bewegte sich die Gruppe weiter in einen Raum mit Bauern- und Blumenbildern. Danach folgte das Gemälde mit der Witwe Judith aus dem Alten Testament. Wieder sah man viel Gold. Und, man staune, eine entblößte Brust. Auch diese Dame trug das schwarze störrische Haar in Wangenhöhe. In allen Gesichtern der dargestellten und nach Krzizeks Empfinden meist zu spärlich bekleideten Personen erkannte er jüdische Züge. Das Dunkle und Unergründliche eines sich in Wien epidemisch ausbreitenden Volkes.

»Herr Klimt, darf ich Ihnen eine Frage stellen?« Ein älterer Herr trat an den Künstler heran. »Herr Klimt, was halten Sie

von der Fotografie? Wird diese neue Technologie die Malerei ersetzen?»

Gustav Klimt lächelte. »Nein, denn die Hand des Künstlers kann der Wirklichkeit etwas Sichtbares hinzufügen, das in der Seele des Modells verborgen liegt. Die Technik der Fotografie wird die Geheimnisse der Seele niemals in gleicher Intensität erfassen können.«

»Hochinteressant.« Der Herr bedankte sich mit einer ange-deuteten Verbeugung.

»Meine Herrschaften!« Die klare Stimme erfüllte den Raum. »Bittschön, erkunden S' weiter die anderen Exponate. Ich muss mich kurz entschuldigen wegen dringender Geschäfte.« Er deutete eine Verbeugung an und wandte sich dem Amtssekretär zu. Klimt ging mit ihm in einen Raum im hinteren Teil des Gebäudes. Zwischen Kisten mit Flaschen kam es nun endlich zum Gespräch über den Ankauf des Klimt-Gemäldes für die Moderne Galerie im unteren Teil des Schlosses Belvedere.

»Sie wissen, dass ich noch etwas Zeit für die Fertigstellung benötige«, sprach Klimt. »Frühestens im November kann das Bild verfrachtet werden. Zuvor möchte ich die Räumlichkeiten am Rennweg begutachten. Ich behalte mir das Recht vor, den Verkauf bei ungenügender Aufstellungsqualität und Sicherheitsbedenken rückgängig zu machen.«

»Selbstverständlich, Herr Klimt. Schicken Sie mir bitte eine kurze Nachricht, sobald es Ihnen genehm ist. Ich werde Sie zu jeder Tages- oder Nachtzeit durch die Räume führen.«

»Nur bei Tag, Herr Krzizek.« Klimt lachte gepresst. »Ich möchte die Lichtwirkung zu den Öffnungszeiten prüfen. Im Moment kann ich mir leider nicht vorstellen, wo das Bild in den düsteren Zimmern des Unteren Belvedere entsprechend zur Geltung käme.«

»Selbstverständlich, Herr Klimt. Zu Ihren Diensten. Ich wer-

de mich um alles kümmern. Das Licht lasse ich nach Ihren Wünschen richten. Auch für die Sicherheit wird gesorgt sein.«

»Fünfundzwanzigtausend Kronen«, sagte Klimt und fügte in einem Tonfall hinzu, der signalisierte, dass er keinen Widerspruch duldete. »Bar auf die Hand bei der Übergabe.«

Krzizek hüstelte. »Der österreichische Staat hat sparsam zu haushalten.« Unter verhandeln hatte er sich etwas anderes vorgestellt, aber das k. k. Kultusministerium wollte das Bild zu jedem Preis.

»Fünfundzwanzigtausend Kronen, Herr Krzizek.« Die Miene blieb hart.

»Ja dann. Fünfundzwanzigtausend Kronen, Herr Klimt.«

Der Sekretär kramte ein gefaltetes Blatt Papier aus der Seitentasche des Gehrocks, entfaltete es mit zittrigen Fingern und trug in die freie Stelle des vorab von ihm gestempelten und unterzeichneten Kaufvertrages die genannte Summe ein. *Bar bei Übergabe*, kritzelte er hinzu.

Klimt schrieb *mit Vorbehalt* unter den Text und fetzte mit rascher Hand seine Signatur darunter. »Habe die Ehre, Herr Krzizek. Nun muss ich mich wieder meinen Gästen widmen.«

Der Sekretär faltete den Kaufvertrag und steckte ihn in die Innentasche des Gehrocks. Er schwitzte und verspürte großen Durst. Der steife Kragen drückte gegen seine Kehle. Torkelnd trat er aus der Kammer und nahm ein mit Weißwein gefülltes Glas vom Tablett eines vorbeigehenden Dieners. Er trank es in einem Zug aus.

»Ah, da is ja mein Freund, der Josef!«, hörte er eine ihm vertraute Stimme im Rücken. Erleichtert drehte sich Krzizek um und stand vor Major Brosch, dem Leiter der Militärkanzlei am Rennweg. Endlich ein Mann in Uniform!

»Ich hab grad einen unglaublich hohen Preis für ein unfertiges Bild bezahlt«, raunte Krzizek, »was soll ich machen, wenn

das Ministerium den hohen Staatsschulden zum Trotz stante pede diesen ›Kuss‹ von Klimt besitzen will.«

Brosch hob die Augenbrauen. »Geh Josef, um die Staatsschulden brauchst dich nicht zu sorgen. Das Bankhaus der Rothschilds wird's schon richten. Komm, trink was.« Der groß gewachsene Brosch hielt seinem Freund ein Sektglas vor die Nase. »Sei unbesorgt. Nichts im Staate Österreich geschieht ohne den Willen unseres unfehlbaren Kaisers. Auf die Monarchie!«

Obwohl er kein Freund von Sprudelwasser war, schon gar nicht um diese Tageszeit, nahm Krzizek das Glas und trank. »Fünfundzwanzigtausend Kronen, Brosch. Ich weiß nicht, wie ich das Bild versichern soll, trau mich dem Klimt nicht zu sagen, dass unsere Räumlichkeiten in der Nacht unbewacht sind. Unsere Mittel reichen nicht für einen Nachtwächter.« Krzizek fand Gefallen an den blubbernden Sekterlen, die ihm in die Nase stiegen und auf der Zunge kribbelten. Er nippte gleich noch mal. »An der Zeit, dass der geplante Museumsbau am Karlsplatz verwirklicht wird. Der Sicherheit der Kunstwerke wird dort oberste Priorität eingeräumt, hat man mir zugetragen, und es soll mehrere Nachtwächter geben.«

»Wien mausert sich neben Paris zu einer Stadt der Kultur«, sagte Brosch und hob das Sektglas an seine Lippen hinter dem Schnauzbart. »Das Moderne hat neben den Sammlungen des Hauses Habsburg ein ebenso prominentes Platzerl verdient. Ein neues und freundliches Museum tät dieser Stadt gut, lieber Josef.«

Krzizek nickte und trank von dem Sprudelwasser.

»Ich fürcht, bis sich in Wien das Moderne gegen das Traditionelle durchsetzt, ist der Papst ein Weibsbild«, scherzte Brosch.

Da musste Krzizek herzhaft lachen. »Der Papst ein Weib! Das werden wir nie erleben. Im Ernst, vorn und hinten wird's

zu eng in unserer Galerie. Von jedem halbwegs bekannten lebenden Künstler können wir maximal ein bis zwei Werke ausstellen, und das nur gedrängt. Der Rest wird im Keller verstaubt.«

»Unsere Militärkanzlei platzt genauso aus den Nähten. Die Akten stapeln sich bis zu den Decken hinauf.«

»Soll ich dir was sagen, Alexander«, nuschelte Krzizek. »Es gibt zu viele Leut in Wien. Das ist das Problem. Es sollte mehr Gebäude und weniger Menschen geben.«

»Aber was«, Brosch lachte, »die doppelte Staatsführung ist das Dilemma. Solange es einen Kaiser und einen Thronfolger mit zwei konkurrierenden Beamtenebenen gibt, wird sich die Lage nicht bessern. Alle Pläne für Erneuerungen liegen auf Eis. Verdammt teuer kommt uns die Doppelführung.«

»Mir scheint, du wünschst dem alten Kaiser gar den baldigen Tod«, scherzte Krzizek. »Pass nur auf, dass sie dich nicht wegen Hochverrats hängen.«

Der Major verzog das Gesicht. »Du als ziviler Hofbeamter hast es auch nicht leicht. Du musst dich mit zwei Befehlshabern mit gegensätzlichem Kunstgeschmack herumschlagen. Meine Aufgabe am Rennweg ist wenigstens klar umrissen. Ich habe alles Nötige für die Thronbesteigung von Erzherzog Franz Ferdinand vorzubereiten. Mit dem alten Kaiser in der Hofburg habe ich nichts zu schaffen.«

»Mit dem Thronfolger ist es in der Tat nicht leicht für mich. Niemals hätte er die Räumlichkeiten im unteren Schloss Belvedere für moderne Kunst zur Verfügung gestellt. Ginge es nach ihm, hätte ich ein verstaubtes Antiquariat im Neobarock zu führen.« Dem Sekretär entfuhr ein Rülpsen. »Oh Pardon.«

»Du hast recht«, pflichtete der Major seinem Freund bei. »Vielleicht gelingt es mir ja, ihn ein wenig für das Neue zu öffnen. Ich glaub, er hört ein bisserl auf mich.«

»Das wär schön, lieber Alexander.« Krzizek räusperte sich.
»Apropos. Dürft ich dich um einen kleinen Gefallen bitten?«
Der Sekretär sah zu seinem Freund auf.

»Nur zu, Josef. Was liegt dir auf dem Herzen?«

»Du bist doch für das Protokoll des Thronfolgers zuständig und über jeden seiner Schritte informiert. Kannst mich nicht vorwarnen, wenn der Erzherzog die Absicht hat, die Galerie zu besichtigen? Letzte Woche hat er bei einem überraschenden Besuch meine Angestellten verstört, indem er sich über die Hängung einer seiner Ansicht nach obszönen Malerei echauffiert hat. Wegen a bisserl blanker Haut, meine Güte! Vor Zorn geschrien soll Seine Exzellenz haben. Ich selbst hab den Auftritt nicht erlebt, mir wurde vom Portier der Vorfall danach allerdings sehr bildhaft geschildert.«

»Willst leicht die modernen Bilder, die du für den amtierenden Kaiser ankaufst, vor dem künftigen Kaiser verstecken?« Brosch lachte.

Krzizek zog die Schultern hoch bis zum Hals. »Der Kaiser und das Ministerium verlangen, dass ich die Neuerwerbungen zu gleichen Teilen neben die alten Meister hänge, der Thronfolger will ausschließlich die alten Schinken in den vorderen Räumen sehen, das Neue will er, wenn überhaupt, ganz hinten haben. Ich bin nur ein kleiner Beamter, der sich an Weisungen und an Vorschriften zu halten hat. Also werd ich halt in Gotts Namen die beanstandeten Bilder abhängen, wenn der Erzherzog vorbeikommt, damit er nicht wieder seine Wut bei uns auslässt.« Krzizek, der Alkohol schlecht vertrug, redete wie aufgezogen.

Dem Major standen Tränen der Belustigung in den Augen.
»Gut, ich werde dir helfen und meiner Kanzlei Anweisung erteilen, dich vor jedem geplanten Besuch des Thronfolgers in der Galerie zu warnen.«

»Ich dank dir von Herzen, Alexander. Jetzt muss ich aber los. Hab eine Menge zu tun im Büro. Grüße an die liebe Gemahlin.«

»Dank dir, Josef. Auch deine verehrte Freifrau lass grüßen, hoffe, es geht ihr wieder einigermaßen. Und pass auf, dass der Janaczek nichts von unserer Abmachung erfährt.« Alexander Brosch hob mahnend den Zeigefinger. »Der alte Schleimer ist imstand und verpetzt mich beim Thronfolger. Meine Karriere wäre im Arsch.«

»Lieber Alexander, wo denkst du hin? Mit dem Haushofmeister vom Franz Ferdinand red ich überhaupt nicht. Der ist mir aufs Tiefste zuwider, weil mit Verlaub, der stinkt nach nassen Fetzen, so wie unser verehrter Thronfolger Allerhöchstderselbe auch an manchen Tagen.«

Major Brosch zog den Kopf ein und blickte um sich. »Hoffentlich hat uns grad niemand belauscht.«

KAPITEL 2

12. JUNI 1908

Erna Kührer stand seit acht Uhr Früh an der Wiener Ringstraße und wartete auf den Kaiser. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen erhob, konnte sie über beinahe alle Köpfe hinwegsehen. Fremd klingende Sprachlaute flogen um ihre Ohren, ein Gemisch von Schweiß und unterschiedlichen Parfümnoten wehte um ihre Nase. Plötzlich vernebelte ein leichter Schwindel ihre Sicht. Die frühe Hitze in diesem Jahr war unerträglich. Sie hätte eine Flasche mit Wasser einpacken sollen. Erna strich mit der Zunge über ihre trockenen Lippen und atmete tief durch. Da kündigte ein Paukenschlag das Nahen des Festzugs an. Erna vergaß auf den Moment der Schwäche und reckte neugierig den Hals. Im Takt des Radetzky marsches bewegten sich bunt gekleidete Schausteller entlang der eisernen Einfriedung der Ringstraße. Zwischen den darstellenden Gruppen thronten die vom Sonnenlicht gedämpften blau-schwarzen Uniformen der Gardeoffiziere auf ihren Pferden. Gleichmäßiger Hufschlag donnerte über das Kopfsteinpflaster. Erna staunte mit großen Augen. Etwa eine Stunde später endete der historische Teil mit dem Aufmarsch der strammen Tiroler Schützen. Lange Federn wippten von Hüten, schwere Waffen hingen an breiten Männerschultern. Der Vergangenheit folgte die Zukunft, die passenderweise mit der Jugend dargestellt wurde. Mit berüschten Kniestutzen, bunten Bändern über straff gescheitelten Frisuren bewegten sich etwa zwanzig Fräulein im zackigen Schritt. Hinterher eine Gruppe von Buben und Mädchen mit

Rosensträußen in den Händen. Über das hübsch anzusehende Schauspiel wachten drei hagere Frauen mit gelegentlichen Ordnungsrufen. Die Säume ihrer bodenlangen blauen Kleider flogen über die Pflastersteine. Blumengeschmückte Hüte beschatteten ihre Gesichter.

Erna kamen Tränen der Rührung. Der Anblick ließ sie an ihre einzige Tochter, Klementine, denken. Keines der Mädchen im Festzug hatte nur annähernd die helle Schönheit ihrer Tochter. Keines hatte so glasklare Augen und eine so weiße Haut, wie Schnee an einem sonnigen Bergwintertag. Erna blickte in Reihen von sonnengebräunten, derben Bauerngesichtern. Sie lächelte wehmütig. Nicht selten blieben die Menschen auf der Straße stehen und starrten auf ihre Klementine. Dabei ahnte das naive Kindlein gar nicht, wie besonders es geraten war. Still und zurückhaltend mied es die Gesellschaft von Fremden, Freundschaften schloss es schwer. Erna stieß einen seligen Seufzer aus. Da fuhr ein Raunen durch die Menge. Sie streckte sich und spähte neugierig zum Ring hinüber. Der Jubilar, Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Franz Joseph, näherte sich, flankiert von den Generälen in mit Orden behängten Uniformen. Tobender Applaus setzte ein. Mit kerzengeradem Rücken saß Seine Majestät auf dem gefleckten Schimmel. Und das bei einem Alter von siebenund-siebzig Jahren. Die schlanken Schenkel drückte er wie ein Junger in die Flanken, die Arme winkelte er straff an seine Seiten. Alles an seiner Haltung zeigte Disziplin. Das einzig Verspielte war der Helm mit den weißen Federbuschen, die fast seine Augen verdeckten. Erna versuchte, sich jedes Detail einzuprägen, damit sie es später dem Franzl berichten konnte. Zackig hob der Kaiser die Hand. Die Musik verstummte. Der Monarch verbeugte sich vor seinem Volk, winkte gar. Erna hielt den Atem an. Dann hörte man die Pauken wieder schlagen. Unter

Jubelgeschrei führten die Generäle den Zug in Richtung Prater. Vor zehn Jahren war Erna schon einmal hier an ähnlicher Stelle gestanden, um dem Kaiser zu huldigen. Damals, zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum, flatterten von sämtlichen herrschaftlichen Prachtbauten und auch von vielen bürgerlichen Fassaden unzählige Fähnchen und Flaggen in Rot und Goldgelb. Erna sah sich um. Heuer, zum sechzigjährigen Jubiläum, schien die Begeisterung im Volk für Fähnchen und Flaggen nachgelassen zu haben. Nur vereinzelt wehten schwarz-goldene Stoffe von den Mauern. Dafür hatte sich Wien mit Blumen geschmückt. Überall standen Tröge oder hingen Kisten mit Blüten in Gelb und Violett. Trotz des Gedränges hatte Erna den Eindruck, weniger Menschen als bei den Jubiläumsfeierlichkeiten vor zehn Jahren zu sehen. Dem Kaiser von Österreich und König von Ungarn die Ehre zu erweisen, schien etwas aus der Mode gekommen zu sein. Obwohl es vermutlich nicht mehr viele Gelegenheiten geben würde, Seine Majestät Franz Joseph I. lebhaftig zu erleben. Nach dem Selbstmord des Sohnes und dem Mord an der geliebten Gemahlin Sisi zeigte sich der Kaiser immer seltener seinem Volk. Erna stimmte in den Jubel mit ein. Schade, dass ihr Franzl nicht da war. Er mochte den alten Kaiser. Mehr noch als sie. Aber dann war sie es gewesen, die sich in aller Herrgottsfrüh aufgerafft hatte, um dem Huldigungszug beizuwohnen. Dem lieben Gatten war es heute zu heiß. Auch die Kinder waren zu Hause geblieben. Dabei hätte es in Schönbrunn eine Parade mit dem Kaiser für die Jugend gegeben. Erna blinzelte. Ein Sonnenstrahl brach sich an einem Kupferdach und blendete. Sie hob die Hand an die Stirn und blickte in die Rücken der vorbeiziehenden Tiroler Schützen in Kniehosen und Waffenröcken. Mit ihren Gewehren feuerten sie Salven ab. Deutlich spürte Erna ein kollektives Zucken durch die Körper der Passanten rund um

sie. Jemand hinter ihr kreischte: »Ein Hoch dem Kaiser! Ein Hoch dem Reich!« Viele stimmten mit ein. »Ein Hoch dem Reich!« Ein drängelnder Ellbogen stieß so heftig gegen Ernas Rücken, dass ihr kurz der Atem stockte. Sie hatte genug von der Hofparade. Mit an den Körper gepressten Armen drängte sie sich durch die zunehmend unruhig werdende Menge. Der Widerhall der Marschmusik dröhnte noch in ihren Ohren, als sie vom Kärntner Ring über den Schwarzenbergplatz auf den Rennweg einbog. Auf der Höhe des Unteren Belvedere hörte sie den Wirbel von der Parade nur mehr dumpf. Erna bewegte sich im Schutz einer hohen Mauer zügig voran. Beim imposanten Haupttor mit seinen Steinfiguren fiel ihr Blick in den menschenleeren Ehrenhof. Über den weißen Kies flimmerte das Sommerlicht. Erna schwitzte. Mit schwerem Atem dachte sie an Seine Exzellenz, den Thronfolger Franz Ferdinand. Im Huldigungszug hatte sie ihn vermisst. War er am Ende zu stolz, um dem alten Onkel die kaiserliche Ehre zu erweisen? Die Antipathie zwischen dem Kaiser und dem Erzherzog war allgemein bekannt.

Der Klang hart gegen das Pflaster schlagender Pferdehufe ließ sie herumfahren. Da schau her, die Frau Gruber aus der Vorstadt, mit ihrem fetten Töchterlein, fein aufgebrezelt. Was der Pöbel für Aufwand betrieb, um etwas darzustellen. In einem billigen Einspanner, der Gaul so mager, dass man das Gerippe durch die Haut sehen konnte. »Grüß Sie, Frau Gruber!« Erna hob die Hand und winkte.

Die Mutter des Mädchens, das vor ihrem Umzug neben Klementine die Schulbank gedrückt hatte, reckte das Kinn, öffnete den geschminkten Mund und wachelte behandschuht zurück.

»Haben S' leicht scho g'nua g'sehn vom Kaiser, Frau Kührer?«

»Bleder Trampel«, murmelte Erna mit gesenktem Kinn und tat, als hätte sie die krächzende Stimme ebenso wenig wie das

hämische Grinsen aus dem fetten Gesicht des Töchterchens wahrgenommen. Einen Einspänner könnte sie sich leicht von ihrem Lohn als Bedienerin in der Galerie des Unteren Belvedere leisten, wenn sie nur wollte, selbst wenn der Franzl momentan keine Arbeit in Aussicht hatte. Auf dem Heimweg bis in die Ungargasse Nummer zwei ärgerte sie sich über den protzenden Trampel aus der Vorstadt. Erst als sie nach dem Schlüssel in ihrem Beutel kramte, beruhigte sich ihr aufgewühltes Gemüt. Tief durchatmend strich sie eine Haarsträhne hinter das Ohr, trocknete den Schweiß auf der Stirn, straffte den Rücken, betrat den dunklen kühlen Flur und stieg die Treppen in den vierten Stock hinauf. Die schöne Zweizimmerwohnung in der feinen Gegend mit den Fenstern nach hinten zum ruhigen Hof hatte ihr der Herr Amtssekretär vor fünf Jahren vermittelt. Josef Krzizek wohnte unten in der Beletage mit der gnädigen Frau Gemahlin. Eine Freifrau von adeligem Blut, wie es hieß. Eigentlich wusste Erna nicht, wie die Frau des Amtssekretärs aussah. Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen Erna der feinen Dame im Stiegenhaus begegnet war, hatte diese stets ihr Gesicht hochmütig hinter einem Schleier versteckt. Selbst bei großer Hitze sah man die schmale Gestalt nie mit blankem Haupt. Das Eheleben des Amtssekretärs ging sie ja nichts an, obwohl sie sich schon manchmal wunderte, dass er ihr immer wieder an die Wäsche wollte, obwohl er eine viel Jüngere, Edlere zu Hause sitzen hatte. Nichtsdestotrotz war sie dem Herrn Krzizek verpflichtet. Wegen der schönen Wohnung in der Ungargasse und für die Arbeit im Unteren Belvedere, ohne die sie jetzt, nachdem der Franzl arbeitslos geworden war, in einem Armenhaus Tag für Tag um eine heiße Suppe anstehen oder als Mörtelmischerin auf einer der vielen Baustellen in Wien arbeiten müsste. Dass dem Herrn Amtssekretär manchmal die Hand zwischen ihre Brüste und unter den Rock rutschte,

brauchte keiner zu erfahren, schon gar nicht ihr Franzl. Erna warf den Kopf in den Nacken und stieß einen Schwall heißer Atemluft aus. Bis zum Herbst würde alles wieder gut sein. Bis zum Herbst würde der Franzl wieder eine Arbeit haben.

Seufzend sperrte sie die Tür zur Wohnung auf. Ihr Ehemann saß gebeugt in der Küche am Esstisch, die Arme aufgestützt, die Hände an die Schläfen gelegt. Ein Stich fuhr ihr in die Magengegend, als sie die Schuppen um Mund und Kinn sah. Auch an der Nase bis hinauf zu den Brauen und bis zum zurückgewichenen Haaransatz klebten sie. Erna schlug die Hände zusammen. Ihr Franzl wurde wieder zum Reptil.

»Jessas, was ist denn passiert?«

»Ich hab einen Schub«, sagte er schulterzuckend.

»Diese verdammte Krankheit!« Erna rutschte zum Franzl und nahm seine Hand. Immer wenn er sich aufregte, stieß sein Körper die Haut in kleinen Stückchen ab, als wäre sie vergiftet. Im Gesicht und an den Händen fing es an, später befiel es manchmal den ganzen Körper. Armer Franzl!

»Was ist denn los? So sag was!« Erna griff an seine Schulter. Als er den Blick hob, sie in seine hellen, großen Augen schaute, stieg ein schrecklicher Verdacht in ihr auf. »Wo sind die Kinder?« Erna sah sich suchend um. Auf dem Tisch lagen neben der Schere Bastelbögen. Die Kronen Zeitung hatte zum Jubiläum das Kaiserpaar samt edler Garderobe zum Ausschneiden herausgebracht. Die Zwillinge liebten diese Spielerei.

»Wo sind die Kinder?«, wiederholte Erna etwas lauter.

Franzl hob die Hände von der Stirn und richtete sich auf. »Unseren Kindern geht's gut. Klementine ist mit den Zwillingen im Hof.«

Erleichtert atmete Erna aus. »Ich hab den Kaiser gesehen«, sagte sie, »alt ist er worden. Sehr alt.« Sie streichelte über sei-

ne Hand. »Was ist geschehen, Franzl? Warum schuppt deine Haut schon wieder?«

»Der Daniel ist zurück«, presste er hervor.

»Der Daniel?« Erna riss die Augen auf. »So sag, wo ist er, unser Ältester?«

»Beim Wirten zum Alten Heller hockt er. Die Umstände, hat er g'sagt, hätten ihn zurückzwungen nach Wien. Er hätt ka Geld mehr und möcht wieder bei uns wohnen. Sein Haar ist dunkler worden und der Ausdruck im Gesicht, ich kann's gar net beschreiben ... hätt ihn fast nicht wiedererkannt.«

Erna stand auf. »Hast ihm net g'sagt, dass ma kan Platz mehr für ihn haben in der kleinen Wohnung? Seit die Zwillinge da sind ...«

»Hör mir zu, Erna.« Franzl verzog den Mund und blickte zu ihr hinauf. Seine Unterlippe zitterte. »I schlaf unten im Stall und wenn du bei Klementine im Kabinett ...«

»Na!« Erna stemmte die Arme in die Hüften. »Des kommt net infrage. Du bist mei Mann und g'hörst zu mir.«

»Er ist unser Sohn, Erna. Du kennst ihn. Erinner dich, wie er reagiert, wenn ...«

»Franzl«, fuhr sie ihm ins Wort, »wir geben dem Daniel net unser schönes großes Schlafzimmer. Er wird unten im Stall übernachten, du bleibst bei mir.«

»Des hab ich ihm vorg'schlagen, Erna. Er vertragt den G'stank vom Gaul net, hat er g'sagt.« Franz stieß einen tiefen Seufzer aus. »Wir müssen z'sammhalten. In guten wie in schlechten Zeiten. Wir sind eine Familie.«

Erna biss die Zähne aufeinander. »Ja du hast recht. Wir sind eine Familie. Wir halten z'samm. In guten wie in schlechten Zeiten.«

Erna küsste Franzl auf den Mund.

KAPITEL 3

ENDE AUGUST 1908

Gegen Ende August blies der Wind vertrocknetes Laub durch die Straßen von Wien. Die Wohlhabenden kehrten aus der Sommerfrische in den Voralpen zurück in die Reichshauptstadt. Man merkte es am tobenden Straßenverkehr. Die Stille des Sommers wich dem geschäftigen Treiben nahender Herbst- und Wintermonate.

Klementine Kühner stand vor dem offenen Küchenfenster, blickte gedankenverloren in den Hinterhof und atmete den süßlich-herben Duft der feuchten Erde. Der Moment hatte etwas Friedliches, und dennoch nagte Kummer an ihrer jungen Seele. Es war wegen der Rückkehr des großen Bruders an jenem schwülen Tag der Kaiserparade. Die Erinnerung an die Zeit vor seinem Verschwinden war verblasst. Vater und Mutter hatten während seiner Abwesenheit kaum von ihm gesprochen. Als wäre er für immer in die Fremde gezogen. Irgendwann hatte sie ihn für tot gehalten.

Manchmal schlich sie heimlich ins Schlafzimmer und sah sich bei ihm um, wühlte in der Unordnung, in der Schmutzwäsche, zwischen den Zigarettenpackungen und den Zeitschriften. Nach irgendetwas, das ihr verraten könnte, welches Geheimnis er verbarg. Neugierig hatte sie in einer Schachtel mit Postkarten gestöbert und Bilder nackter Frauen gesehen. Es verstörte sie, weil sie sich magisch angezogen fühlte von allem, was Daniel umgab. Immer mehr wollte sie sehen von der

fremden, verruchten Welt des großen Bruders. Daniel schien ihr Interesse zu bemerken, denn immer öfter richtete er das Wort an sie und ließ dabei den Blick auffallend lange auf ihr ruhen.

Klementine hob seufzend die Schultern. Zu viele Gedanken quälten sie. Vielleicht hatte Daniel in einem fernen Land Ehre und Ruhm erreicht, und deshalb stand ihm das größte Zimmer in der Wohnung alleine zu. Nicht dass es ihr unangenehm war, wenn die Mutter nachts neben ihr lag und leise schnaufte. Aber der Vater tat ihr leid, weil er von der Mutter getrennt unten im Stall schlafen musste. War seine Krankheit am Ende ansteckend?

Kalte Luft piff durch die Ritzen der Fensterläden. Fröstelnd rieb sich Klementine über die Oberarme. Unheimlich war es hier geworden. Das ständige Wispern der Eltern, die verschwörerischen Blicke. Selbst die Zwillinge hatten sich verändert. Den ganzen Tag über blieben sie beim Vater und dem Pferd. Wenn sie die Eltern fragte, warum der große Bruder sich alles erlauben durfte, sie hingegen gehorsam sein musste, hieß es, das verstehe sie nicht, dafür sei sie noch zu jung. Ebenso seltsam war, dass die Mutter einmal pro Woche in der Nacht aus dem Bett stieg, auf Zehenspitzen nach draußen schlich und Stunden später mit zerwühltem Haar und mit dem Geruch nach Stroh und Pferdedung wieder neben ihr lag. Irgendetwas stimmte nicht mit ihrer Familie. Sie spürte es. Vielleicht konnte sie bei Daniel Antworten finden. Nach einem prüfenden Blick auf die Wanduhr lief sie hinaus auf die Ungargasse. Sie hatte Daniels Gewohnheiten beobachtet, wusste in etwa, zu welcher Zeit er am Nachmittag nach Hause kam, bevor er abends wieder wegging. Schon sah sie die gedrungene Gestalt des Bruders aus der Tür des Wirtshauses zum Alten Heller treten. Schlendernd querte er die Gasse und

kam langsam auf das Zinshaus Nummer zwei zu. Blitzschnell versteckte sich Klementine im Schatten eines Mauervorsprungs. Als er an ihr vorbeigegangen war, schlich sie ihm hinterher, atmete den Tabakgeruch seiner Zigarette. Wenige Augenblicke, nachdem er die Tür zum Zimmer hinter sich geschlossen hatte, klopfte sie. Er öffnete und grinste breit. Als hätte er sie erwartet. Wusste er, dass sie ihn beobachtete? Sie hielt seinem Blick nicht nur stand, sie musterte ihn frech. Er war nicht besonders hübsch, nicht besonders groß. Die Ohren standen ab, die Nase war zu dick und der Mund zu klein. Einzig in seinen hellen Augen sah sie etwas Vertrautes, etwas von sich selbst. An diesem Nachmittag war Daniel geduldig und nahm sich Zeit für seine kleine Schwester. Sie erfuhr von seinen Schulden, von dem vielen Geld, das er auftreiben musste, um nicht wieder ins Gefängnis zu müssen. Sie empfand Mitleid. Dann fragte er, ob sie mit ihm in einer Stunde zu einem Freund in die Innenstadt fahren wolle. Klementine freute sich, selten ging jemand mit ihr aus. Das schönste Kleid, die besten Strümpfe und Schuhe holte sie aus dem Schrank. Da an diesem Tag ein frisches Lüftchen wehte, wollte sie ihre Weste überziehen. Doch die war ihr über den Sommer zu eng geworden. So nahm sie eine aus dem Schrank der Mutter. Sie reichte bis zu den Knien, die Ärmel krepelte sie hoch. Und weil ihr der schöne Sonntagshut der Mutter ins Auge stach, setzte sie den auf ihre zwei dicken Zöpfe. Richtig erwachsen kam sie sich vor. An Daniels Seite ging es zu Fuß Richtung Stadtpark. Er nahm ihre Hand in die seine. Klementine genoss die verstohlenen Blicke der Passanten. Eigentlich ist er ganz nett, dachte sie und lächelte.

Die Geschwister Kührer marschierten entlang der Wollzeile bis zum Stephansplatz. Klementine staunte über die Geschäfte mit den feinen Waren und den hell gestrichenen Fassaden der

Palais und über die bunten Blumen an den großen Fenstern. »Hier wohnen die reichen Leute«, erklärte Daniel. Dann waren es nur noch wenige Schritte bis zum Ziel. In dem feinen Haus auf der Tuchlauben bewunderte Klementine die Pracht des Stiegenhauses. »Alles Marmor und Stuck.« Daniel blieb auf der obersten Stufe stehen und zündete sich eine Zigarette an. »Mein Freund ist ein wohlhabender Herr«, sagte er und betätigte den Türklopfer. Die Räume in der Wohnung des Freundes waren so hoch, wie es Klementine von der Wartehalle des Südbahnhofs her kannte. Von den Decken hingen lange, mit glitzernden Kristallen geschmückte Luster von beachtlicher Größe. Goldgerahmte Bilder mit Porträts schmückten die Wände. Auf den Lehnen der Polstermöbel lag feinste Spitze. Die gleiche Spitze hing als Vorhang an den Fenstern. Auf einem Tisch standen geschliffene Gläser, in denen sich das einfallende Sonnenlicht spiegelte. Daniel sprach mit dem Freund, während Klementine nah an die dunklen Rosen in einer Vase auf dem Tisch herantrat und den süßen Duft der Blüten einsog. Durch die blitzblanken Fensterscheiben sah man über die Dächer der Stadt bis hinüber zum Prater mit dem Riesenrad.

»Das ist Klementine, meine Schwester«, hörte sie Daniel sagen. »Sie ist noch Jungfrau.«

»Guten Tag, Klementine.« Der Mann drehte sich zu ihr.

»Guten Tag, gnädiger Herr.« Klementine machte einen Knicks.

»Jungfrauen duften wie Rosen.« Der Freund zählte dem Bruder mehrere Münzen in die offene Hand. Dann flüsterte er ihm etwas ins Ohr. Daniel fragte daraufhin seine Schwester, ob sie einen Tanz vorführen könne.

Klementine schüttelte den Kopf.

»Aber sicher kannst du das, Schwesterherz.«

Klementine starrte zu Boden.

»Komm, Kleines«, hörte sie ihren Bruder mit der Zigarette im Mundwinkel raunen, »dreh dich und zeig dich von allen Seiten. Jedes Kind kann das.«

»Ich ... ich versuch's, Daniel.«

»Na also.«

Sie hörte ihn seufzen.

»In einer Stunde komme ich wieder und hol dich ab. Sei schön artig.«

»Bitte, bleib da.« Sie hob den Blick.

»Ich muss etwas erledigen. Mein Freund kümmert sich um dich. Hab keine Angst.« Und dann ging er.

Das Ticken der Uhr an der Wand dröhnte in Klementines Ohren. Tick, tack, tick, tack.

»Mädchen, zieh dich aus.«

Sie war allein mit dem Fremden.

Er hob die Hand. »Ach nein, die Strümpfe und die Schuhe lass!«

»Mein Herr.« Klementine schluckte. »Mein Herr, bitte.«

Da ging er auf sie zu, hob die Hand, zog mit gespreizten Fingern an ihrem Zopf. »Jetzt mach.« Er schwitzte an der Stirn und atmete laut. »Hat dir dein Bruder nicht erklärt, was du zu tun hast?«

»Sehr wohl, mein Herr.« Klementine duckte sich, nahm den Hut der Mutter vom Kopf und entkleidete sich bis auf das Leibchen mit den am Saum durch Bändchen befestigten Strümpfen und die Schuhe, so wie der feine Herr es wünschte.

»Braves Mädchen. Und jetzt tanz für mich.«

Klementine dachte an die Bilder von den Frauen in den Zeitschriften ihres Bruders. Sie versuchte die Posen nachzuahmen, hob die angewinkelten Arme an den Kopf, drehte sich zur Seite und dehnte den Rücken. Sie gab sich Mühe zu gefallen. Ihr

Atem ging schwer. In der Miene des Mannes las sie dennoch Unzufriedenheit.

»Genug«, sagte er und schubste sie zu einem Sitzmöbel.

»Bitte, der Herr, tun Sie mir nichts.« Klementine kämpfte mit den Tränen.

»Ist ja gut. Sei still, sei endlich still.«

Klementine sank zitternd auf den weichen Stoff des Stuhles. Da sank der große, breite Mann vor ihr auf die Knie und begann mit unruhigen Händen ihre Haut von den Knien aufwärts zu betasten. »Brav«, murmelte er mit geschlossenen Augen, »braves Mädchen.«

Reglos beobachtete sie das Geschehen, spürte die fremden fordernden Hände. Ihr Herz pochte wild gegen die Brust. »Aber der Herr wollten mich doch tanzen sehen.«

»Halt still.« Er griff an ihr Gesäß. Seine Finger tasteten über ihren Bauch bis zum weichen Flaum zwischen ihren Beinen.

Klementine hielt den Atem an. Sein Gesicht kam näher. Mit gekräuselter Nase schnupperte er an ihr wie der Hund an einem Stück Fleisch. Da stöhnte er plötzlich auf.

»Gnädiger Herr?«

»Ein duftender Engel«, raunte er, »etwas Besonderes, etwas Kostbares bist du. Ich muss dich wiedersehen.« Dann wich er zurück, sank schnaufend auf einen Stuhl.

Eine heiße Röte stieg in ihre Wangen.

»Du kannst dich jetzt anziehen und in dem Zimmer nebenan auf deinen Bruder warten.«

Rasch raffte Klementine ihre Kleidungsstücke zusammen. Im Halbdunkel streifte sie Unterwäsche, Kleid und Weste über, setzte den Hut auf und wartete auf Daniel. Nach wenigen Minuten kam er, dann verließen sie die Wohnung, ohne dem fremden Mann noch einmal zu begegnen. Draußen auf der Straße streichelte Daniel zärtlich über ihren Rücken und

küsste sie auf die Stirn. »Das hast du gut gemacht, Klementine. Ich bin stolz auf dich.«

Von nun an begleitete sie ihren Bruder mehrmals die Woche in die Innenstadt. Daniel hatte Klementine ein paar Tanzschritte beigebracht. Manche der Männer freuten sich, wenn sie tanzte, andere wollten sie nur berühren, alle wollten an ihr schnuppern. Der Duft einer Jungfrau sei etwas Kostbares, sagten sie. Langsam fand Klementine Gefallen daran, dass man sie ansehen, dass man sie berühren und bewundern wollte. Es gefiel ihr, mit Daniel ein Geheimnis zu teilen. Und er brachte ihr Süßigkeiten, die wunderbar schmeckten und im Mund zerschmolzen wie Schnee in der Wintersonne. Die letzten Sommertage brachten warmen Regen.

Als Daniel seiner Schwester den Besuch bei einem gewissen Grafen Theodor Rollowitz ankündigte, war Klementine aufgeregt, da sie noch nie vor einem Grafen getanzt hatte. Unter einem großen schwarzen Regenschirm erreichten sie und Daniel die Wohnadresse in dem äußerst vornehmen Palais am Fleischmarkt. Der Graf empfing das Geschwisterpaar im Bademantel. Er trug einen Spitzbart und ein Monokel am rechten Auge. Wie sich herausstellte, war der Graf bei Weitem nicht so vornehm, wie Klementine es erwartet hatte. Sobald Daniel gegangen und sie entkleidet war, schob der feine Herr sie mit groben Griffen ins Schlafzimmer und warf sie auf ein Bett. Keuchend lag dann sein schwerer Körper auf ihr und nahm ihr den Atem. Immer fester drückte er sie in das Laken, bis sie einen brennenden Schmerz im Unterleib verspürte. Klementine schrie in der Hoffnung, Daniel würde ihr zur Hilfe eilen. Nichts dergleichen geschah. Alleine ihr kreischendes Geschrei veranlasste den Grafen, abzulassen. Als Klementine das Blut zwischen ihren Beinen bemerkte, lief sie panisch aus der

Wohnung auf die verregnete Straße. Empörung las sie in den Gesichtern der Menschen, die ihr begegneten, gar Entsetzen, gewiss kein Mitleid oder gar die Bereitschaft, ihr zu helfen. Klementine rannte nackt durch die Rotenturmstraße an den eleganten Geschäften und Kaffeehäusern vorbei. Erst bei der Stephanskirche an der Ecke zum Graben lief sie einem Polizisten in die Arme. Er brachte das blutende Mädchen auf seinem Pferd in das Kommissariat am Deutschmeisterplatz. Dort verhüllte und wärmte er sie mit einem Tuch und fragte nach ihrer Wohnadresse. Aus Angst, ihrem Bruder Schaden zuzufügen, wagte Klementine nicht, die Wahrheit zu sagen. Sie sei eingeschlafen, log sie, und habe geträumt, unbekleidet auf die Straße zu laufen. Erst als fremde Menschen sie angesprochen hätten, sei sie aus dem Traum erwacht und in ihrer Verwirrtheit nicht imstande gewesen, nach Hause zu finden. Es tue ihr leid, ein Aufsehen verursacht zu haben, aber sie könne sich momentan leider nicht daran erinnern, wo sie wohne.

Der Polizist musterte sie mit schmalen Augen. »Wenn du mir nicht deine Adresse verrätst, sperr ich dich wegen Herumstreunerei und Unzucht ein. Hast du mich verstanden?«

Klementine wusste zwar, was Herumstreunen bedeutete, das Wort Unzucht war ihr jedoch unbekannt. Ängstlich nannte sie ihm einen falschen Straßennamen und eine beliebige Hausnummer. Dann gab sie vor, Übelkeit zu verspüren, und bat um ein Glas Wasser. Als der Polizist aus dem Zimmer ging, nutzte Klementine den kurzen Moment der Unaufmerksamkeit und flüchtete aus der Polizeidienststelle. In das Tuch gehüllt rannte sie los, ohne nach links oder rechts zu schauen. Sie kannte den Weg, war mit ihrem Bruder mehrmals durch die Straßen gegangen. Immer wieder musste sie stehen bleiben, um verborgen im Schatten der Häusernischen zu Atem zu kommen. Mit aufgeschundenen Fußsohlen erreichte sie endlich die Un-

gargasse. Zum Glück war Mutter noch nicht von der Arbeit zurück und Vater mit den Zwillingen im Stall. So bemerkte niemand ihren Aufzug, bis auf Daniel. Offenbar war er auf der Suche nach ihr. In Straßenschuhen stand er in der Tür und zuckte zurück, als er seine Schwester sah. Klementine berichtete mit kurzen Sätzen, was ihr zugestoßen war. Daniel zeigte sich betrübt und versprach, den Grafen Rollowitz nie wieder zu besuchen. Dafür musste sie ihm beim Leben der Eltern schwören, über den Vorfall für immer zu schweigen.

Am späten Nachmittag erledigte Erna Kühner in der Greißlerei am Rennweg ihren täglichen Einkauf und ging mit schweren Taschen heimwärts. Sie war müde und erschöpft. Die Arbeit in der Galerie hatte sie heute übermäßig Kraft gekostet. Zudem fühlte sie seit Tagen eine innere Unruhe, die sie nachts schlecht schlafen ließ. Dabei brauchte sie gerade jetzt Kraft. Sie hoffte so sehr, es sich endlich zu verbessern. Die Stelle einer Kammerzofe bei der Fürstin stand in Aussicht. Im oberen Schloss war die Bezahlung sicher besser als unten in der Galerie. Erna dehnte den Rücken. Die Zukunft schien vielversprechend. Abgesehen von der Sorge um ihren Ältesten. Daniel war ein Streithansel, der ständig Unruhe stiftete. Erna seufzte. Beinahe jeden Tag gab es Ärger wegen ihm. Als hätte sie es geahnt, hörte sie beim Betreten des Zinshauses laute Stimmen am Gang. Als sie den Blick hob, sah sie auf dem Treppenabsatz den breiten Rücken des Hausmeisters Hermann Buchholz. Neben ihm, ihr Ältester. Die beiden Männer stritten heftig. Erna biss die Zähne aufeinander.

»Ich zahl dir kan Kreuzer mehr für das Aufsperrn des Haustors, Blader.« Daniel hob seine Faust. »Und wennst mi net reinlasst, dann reiß i dir den Schädel ab!«

»Geh, halt die freche Pappn. Wer nach zehn Uhr in ein anständiges Zinshaus Einlass begehrt, zahlt das Sperrsechserl. Da

gibt's ka Pardon.« Der Hausmeister stemmte die Hände in die Hüften.

»Aber Daniel!«, rief Erna. »Kommst halt früher z'aus, dann brauchst nichts zu zahlen.«

Daniel rieb gegen den Buchholz auf. »Wegen der paar Minuten. Des is reine Schikane von dem Deppen. Der macht sie nur wichtig da.«

Der Hausmeister duckte sich, entwischte der Faust und steuerte auf Erna zu. »Ihr feiner Herr Sohn, Frau Kühler, erscheint in Wahrheit beträchtlich später, meist gegen Mitternacht. Fast jeden Abend läut er mi aus dem Schlaf und dann muss i mit ihm streiten. Wer zu spät kommt, muss zahlen. So will es das Gesetz.« Das Gesicht des Hausmeisters war rot angelaufen.

»Er wird sich bessern«, sagte Erna müde. »Ich kümmer mich darum, Herr Buchholz. Lassen S' es gut sein.«

»Noch etwas, Frau Kühler«, Hermann Buchholz senkte seine Stimme, »wissen S', dass Ihr hübsches Töchterchen neuerdings mit dem da unterwegs ist, wenn S' in der Arbeit sind? Es geht mi ja nix an, aber so einer is g'wiss ka Umgang für a junges, bildhübsches Dirndl.«

»Gusch, blade Sau«, zischte Daniel mit drohender Gebärde. »Misch di net in Sachen ein, die dich nichts angehen.«

»Die Klementine und der Daniel?« Erna stellte die schwere Tasche zu Boden. »Das hab ich nicht g'wusst.«

»Ich geb Ihnen jetzt einen guten Rat, Frau Kühler.« Der Hausmeister sah ihr tief in die Augen. »Wenn Ihr Gatte schon nicht den Mut aufbringt, so passen Sie wenigstens auf die Kinder auf. Von dem da geht Gefahr aus. Die ganze Nachbarschaft geht dem aus dem Weg.« Der Hausmeister drehte sich zu Daniel um. »Des ist a anständiges Haus da, und so soll es a bleibn.«

»Geh schleich di. Kümmer di um dein eigenen Dreck.«

»Daniel, hör auf!«, rief die Mutter. »Mach uns ka Schand.«

Daniel setzte eine unschuldige Miene auf. »Ich lass mir halt nichts g'fallen, Mutter.«

Hermann Buchholz ging kopfschüttelnd in Richtung seiner Wohnung. Daniel trug der Mutter die Einkäufe hinauf. Als sie ihn wegen Klementine ansprechen wollte, verschwand er ohne ein Wort im Schlafzimmer.

Klementine half wenig später in der Küche bei der Zubereitung des Abendessens. Die Worte des Hausmeisters noch im Ohr, beobachtete Erna ihre Tochter argwöhnisch. Das Kind war in der Tat auffallend blass. Dunkle Schatten lagen um die hellen Augen.

»Bist du mit dem Daniel unterwegs, wenn i bei der Arbeit bin?«, fragte Erna streng.

»Er zeigt mir die Stadt«, antwortete das Mädchen, ohne den Blick zu heben.

»Magst du ihn denn, Klementine? Ich meine, er ist so viel älter als du.«

»Er ist mein Bruder.«

»Dass du so viel Zeit mit ihm verbringst, gefällt mir nicht.« Erna seufzte. »Du bist erst zwölf Jahre alt. Mir scheint, du hast auch abgenommen. Du musst mehr essen, Kind.«

»Ich ess eh«, erwiderte Klementine leise.

»Der Daniel ist nichts für dich, Klementine.« Erna seufzte wieder. »Oder ist sonst etwas vorgefallen?«

»Nein, Mama. Nichts is.«

»Ich red mit deinem Bruder. Er wird dich in Ruhe lassen.«

»Ich mach es eh nicht mehr lange, Mutter.«

»Was machst nicht mehr lange, Klementine?«

»Die kleinen Gefälligkeiten.« Eine dunkle Röte schoss in die bleichen Wangen der Tochter. »Der Daniel hat es wirklich nicht leicht, Mama. Alle sind so bös zu ihm, dabei hat er nur

Geldsorgen. Wenn er nicht bald viele Kronen bezahlt, bringen die ihn um.«

»Wer will Daniel umbringen?« Erna stockte der Atem.

Klementine zuckte mit den Schultern.

»Jetzt reicht's!« Wütend legte Erna das Messer zur Seite, lief aus der Küche und klopfte gegen die Schlafzimmertür. »Daniel, mach auf, i muss mit dir reden!« Als sie keine Antwort erhielt, riss sie an der Klinke, und siehe da, die Tür war unversperrt. Aber Daniel war nicht da.

KAPITEL 4

EINEN TAG SPÄTER

Nachdenklich wischte Erna mit einem Tuch den Staub von der Kommode im Marmorsaal des Unteren Belvedere. Während ihre Hand sich hin und her bewegte, schweiften ihre Gedanken zum gestrigen Abend zurück. Daniel habe Angst, umgebracht zu werden, erinnerte sie sich an die Worte ihrer zwölfjährigen Tochter. Mehr hatte das Mädchen nicht verraten. Wusste Klementine nicht, wer ihren Bruder umbringen wollte, oder durfte sie es den Eltern nicht sagen? Bedrohte er seine kleine Schwester? In welche Machenschaften war der Älteste schon wieder verwickelt? Sie musste herausfinden, was Daniel im Schilde führte. Es lag an ihr, für Ordnung zu sorgen. Den Franzl durfte sie damit nicht belästigen. Jetzt, wo sich seine Krankheit endlich gebessert hatte. Jede neue Aufregung war Gift für ihn. Erna atmete tief durch und straffte die Schultern. Genau genommen war sie der Mann im Haus. Sie war die Stütze der Familie. An ihr hing es, wie gut oder schlecht es um die Familie stand. Erna schüttelte das Staubtuch.

»Frau Kühler?« Erschrocken fuhr sie herum. Der Krzizek und seine verdammte Lautlosigkeit! Nie hörte man seine Schritte.

»Ja, Herr Amtssekretär?«

»Frau Kühler, ich hätt a ung'wöhnliche Bitt an Sie.«

»Na, net«, wehrte sie ab. Weder Zeit noch Lust hatte sie im Moment für die sexuellen Bedürfnisse des Herrn Krzizek.

Für eine Sekunde weitete der Amtssekretär seine Augen, dann grinste er schamlos. »Aber geh, hörn S' auf, des man i do

net.« Räuspernd winkte er ab. »Seine Exzellenz, der Kaiserliche Thronfolger ist auf Manöver und im Oberen Belvedere geht ein Darmerreger um. Von den ohnehin spärlich vorhandenen Dienstleuten haben alle Durchfall. Der Haushofmeister bat mich um Hilfe.«

»Aha.« Erna runzelte die Stirn. »Und was bitteschön kümmert mich der Durchfall von der Dienerschaft der Exzellenzen im oberen Schloss, Herr Krzizek?«

»Ich hab mir gedacht, Sie könnten der Fürstin Sophie ein bisserl zur Hand gehen.«

»Was ich? Der gnädigen Frau Fürstin?« Erna schluckte. Das hatte sie jetzt nicht erwartet.

»Ja. Ihr und den drei Kindern. Sie san g'sund. Die Fürstin hat Angst, dass der Erreger von der Dienerschaft im Schloss auf die kaiserliche Brut übertragen werden könnt. Der Jüngste ist grad einmal vier Jahre alt. Außerdem ist die Gattin des Thronfolgers wieder guter Hoffnung. Was bei einer Schwangeren so ein Erreger anrichtet, des können Sie sich als Mutter vorstellen.«

»Ja ... aber ... ich weiß ja gar nicht, wie ... wie soll ich denn die Gnädigste ... anreden? Ich war noch nie bei Hof.«

»Die Gemahlin des Thronfolgers ist von fürstlichen Gnaden. Also ist sie mit Eure Durchlaucht anzureden.«

»Durchlaucht ... na gut. Aber mei Arbeit, wer macht dann die?«

»Das Abstauben is net so wichtig. Gehen S' rauf zur Fürstin und sein S' dem Hof zu Diensten. Marsch. Marsch.«

Der Sekretär riss Erna den Putzvetzen aus der Hand. Ihr blieb nichts anderes übrig, als unverzüglich den Weg ins Hauptschloss anzutreten. Nicht einmal Zeit zum Herrichten ließ er ihr. Wenn sie das geahnt hätte, wäre die Körperpflege heute Früh umfangreicher ausgefallen. Erna schnüffelte kritisch an ihren Achselhöhlen. Ihr war warm und sie schwitzte.

Das Untere Belvedere hieß nicht ohne Grund das *untere*. Die Steigung zum oberen Schloss war an dem warmen Tag anstrengend. Das Herz pochte bei jedem Atemzug gegen die Brust, bis sie endlich schnaufend beim Vestibül ankam. Der Schweiß tropfte ihr von Stirn und Nacken. Die Fürstin wird mich fortjagen, dachte sie, ordnete das hochgesteckte Haar und wischte mit dem Ärmel über die feuchte Stirn. Mit zittrigen Fingern reichte sie dem Wachposten das Papier. Der Uniformierte musterte abwechselnd ihre Gestalt und das Schreiben des Amtssekretärs. Schließlich nickte er und geleitete sie zum Tor. Zum ersten Mal betrat Erna die Sala terrena des Hauptschlusses mit den mächtigen, meterhohen Atlanten. Die wilden Steinfiguren stemmten das Gewölbe mit der Kraft ihrer Arme und Schultern. Der Wächter winkte einen alten Mann herbei, das musste der Haushofmeister sein, von dem der Herr Amtssekretär gesprochen hatte. Er trug die dunkle Livree eines höhergestellten Dieners. Dieser führte Erna über das Treppenhaus in die Beletage bis zum prunkvollen Marmorsaal des oberen Schlosses. Der Blick durch die Fenster über den Park mit den vielen Brunnen und Fontänen bis zum ebenerdigen Schösschen mit der Galerie war atemberaubend, und hinten am Horizont sah sie sogar die Spitze des Stephansdoms. »Wie schön«, murmelte sie.

»Folgen Sie mir«, krächzte der Diener. »Ich geleite Sie zu Ihrer Durchlaucht, der Fürstin.«

Mit staunenden Augen setzte Erna ihre Schritte über den Marmor. Ihr Blick traf auf eine Reihe düsterer Gemälde mit mythologischen Figuren. Auf einem der Bilder breitete ein grüner Drache seine Flügel aus und fletschte die Zähne. »Hier entlang.« Der Haushofmeister schwang die Arme beim Gehen hin und her. Ehrfurchtsvoll starrte Erna in tote Glasagen an ausgestopften Tierköpfen. Ob die feinen, adeligen Herrschaf-

ten die Tiere nur töten, um ihre Köpfe an die Wände ihrer Schlösser zu hängen?

Das Räuspern des Alten riss Erna aus ihren Gedanken. Weiter ging es durch imposante Räume mit bunten Fresken und Spiegeln an den Wänden. Erna dachte schon, nie anzukommen, da schlug ihr der leise Klang von Kinderstimmen entgegen. Als der alte Diener stehen blieb, hielt sie respektvollen Abstand. Schließlich war der Durchfall eine Krankheit, die sehr ansteckend war. Aufgeregt sah sie zu, wie er mit weiß behandschuhten Händen eine schwere Tür öffnete.

»Die bestellte Person aus der Galerie, Eure Durchlaucht«, krächzte er in den Saal hinein. Dann zog er sich rücklings und in gebückter Haltung zurück.

Nachdem Erna tief durchgeatmet hatte, schritt sie zaghaft bis in die Mitte des Salons. Nie zuvor hatte sie einen Wohnraum in der Größe einer Markthalle mit einem so prächtigen Luster aus schimmerndem Glas gesehen. Die Zimmer des unteren Schlosses waren kleiner und bescheidener in der Ausstattung.

Die Fürstin saß mit dem Rücken zu ihr vor einem riesigen Spiegel mit goldglänzendem Rahmen. Ihre Schultern hoben und senkten sich unter heftigem Schluchzen. Auf dem Boden hinter ihr hockten zwei Knaben und ein Mädchen in berüschteter Kleidung auf einem bunten Teppich. Ohne von der weinenden Mutter Notiz zu nehmen, stapelten sie Holzklötze zu Türmen. Einzig das Mädchen unterbrach das Spiel, um der Eintretenden einen neugierigen Blick zuzuwerfen. Hinter ihr lag einiges mehr an Spielzeug. Erna sah einen Stoffbären, eine Puppe, eine Spieleisenbahn auf Schienen. Auf einem goldfarbenen Notenständer ein beschriftetes Notenblatt, eine Trompete und eine Trommel auf einem gepolsterten Stuhl.

»Eure Durchlaucht. Wie darf ich dienen?« Erna verbeugte sich tief.

Der Kopf der Fürstin fuhr herum. »Hat Sie den Haushofmeister Janaczek eh nicht angefasst? Wegen der Diarrhö. Dabei hab ich den Ferdinand noch angefleht, den treuen Janaczek bei mir zu lassen und nicht nach Böhmen mitzunehmen. Ach je. Die Kinder dürfen sich auf keinen Fall infizieren und ich in meiner guten Hoffnung noch weniger. Wenn ich g'wusst hätt, dass in Wien die Diarrhö ihre Kreise zieht, wäre ich länger in Marienbad geblieben. Ich dachte mir halt, bei meinem Zustand«, die Fürstin strich mit den Händen über den runden Bauch, »wär ich besser in Wien bei den Ärzten vom Allgemeinen Krankenhaus aufgehoben. Die Ärzte in Böhmen, na ja, Wien ist halt Wien.«

»Eure Durchlaucht, ich schwöre, gebührend Abstand gehalten zu haben zum Herrn Haushofmeister.« Erna blieb in der Verbeugung mit gebogenem Rücken.

»Dann ist ja alles in Ordnung.« Die Fürstin hob die Hände. »Jeden Tag bete ich zum Herrgott und erlebe die Gnade, mich endlich zu erhören. In Ungarn hätte man mich längst in den mir als Ehefrau des Thronfolgers rechtmäßig zustehenden Stand erhoben.« Sie fuhr in die Falten ihres Rockes, zog ein weißes Tuch heraus und schnäuzte sich geräuschvoll. »Wenn diese Verzichtserklärung doch nur annulliert werden könnt. Der Kaiser hat seinen Sohn unter Druck gesetzt. Die Renunziation war ein Irrtum. Unsere gemeinsamen Kinder tragen das Blut der Habsburger in sich. Sie haben Anspruch auf den Thron. Alles andere wär eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Herrgott noch mal!«

»Gewiss, Eure Durchlaucht. Gewiss.« Erna verharrte unter den gewaltigen Wortausbrüchen der Fürstin in ihrer gebückten Haltung.

»Ach, was red ich da. Sie versteht ja nichts von solchen Dingen. Jetzt tret Sie halt näher her zu mir und lass sich anschauen.«

Zaghaft rückte Erna an die Fürstin heran, während sie in dem Spiegel vor sich verstohlen das wenig schmeichelhafte Antlitz der Durchlaucht musterte. Das Gesicht schien verquollen, die Haut schweißnass. Erna wunderte sich, dass eine Fürstin offenbar so heftig zu schwitzen vermochte wie ein Bauernweib, und erst die Frisur, in der Tat eine Katastrophe. Dabei schimmerte das durchlauchtteste Haar wunderschön dicht in einem tiefen Kastanienbraun. Erna juckten die Finger. Zu gerne hätte sie zugegriffen, das fürstliche Haar geordnet. Langsam streckte sie ihre Wirbelsäule, und da stieg ein schwerer Duft von Rosen in ihre Nase. Hinter der Fürstin, auf dem Fenstersims, reckten sich orangefarbene traumhaft schöne Rosenblüten dem einfallenden Sonnenlicht entgegen.

»Zunächst muss Sie mir die Spangen lösen.« Die Fürstin hob die Hände an den Kopf. »Ich bin dazu nicht imstand. Mir fehlt eine Kammerzofe. Die Damen am Hof in Schönbrunn putzen sich nicht einmal mit eigener Hand die Zähne. Nur ich soll alles selber machen. Sobald mein Ferdinand sich mitsamt dem Hofstaate außer Landes begibt, bleib ich mit den Kindern zurück.« Die Fürstin stieß einen weinerlichen Seufzer aus. »Es ist so demütigend. Ich kann mich gar nicht beruhigen.«

Aus dem Hintergrund erhob sich Kindergezanke. Das Mädchen schimpfte mit den Brüdern. »Ich hab den größten Turm gebaut, jetzt bin ich die Herrin auf Schloss Feenwald.«

»Ruhe!«, herrschte die Fürstin über die Schulter nach hinten. »Sofort ist Ruhe, sonst ...!«

Die beiden Knaben verfielen in einen weinerlichen Gesang.

»Es ist zu viel. So geht das nicht weiter«, jammerte die Fürstin. »Die Frau eines künftigen Kaisers verdient Respekt.« Die Fürstin senkte das Kinn an den Busen und vergrub ihr verquollenes Gesicht in den Händen mit den beringten Fingern. »Und Ruhe, vor allem Ruhe.«

»Wenn Eure Durchlaucht gestatten, werde ich zunächst die Kinder beruhigen und danach nehme ich mir das fürstliche Haar vor.«

Erna wandte sich dem kaiserlichen Nachwuchs zu, strich über die Ärmchen der Buben, klopfte sanft auf den Rücken des Mädchens, und während sie die umgestürzten Türme der Knaben mit flinken Fingern wiederherstellte, redete sie sanft auf das entrüstete Mädchen ein. Das Weinen der Kleinen verstummte, das Mädchen lächelte zaghaft. Zufrieden ging Erna zurück zum Spiegel, zog vorsichtig die Spangen aus dem Haar der Fürstin und büstete sanft über den edlen Kopf.

»Das macht Sie gut«, bedankte sich die Fürstin mit einem tiefen Seufzer. »Schön, dass der Herr Sekretär von der Galerie Sie heraufgeschickt hat zu mir.«

»Es ehrt mich, wenn es Eurer Durchlaucht angenehm ist.« Erna beugte das Knie und machte einen Knicks.

»Ihre Kinder sind gewiss wohlgeraten«, bemerkte die Fürstin freundlich.

»Wie Eure Durchlaucht habe ich zwei Söhne und eine Tochter. Die Kinder machen meinem Ehemann und mir viel Freude.«

»Hat Sie nicht vier Kinder?«

Eine Haarspange entglitt Ernas Hand und fiel zu Boden. Mit rotem Kopf bückte sie sich danach. »Verzeihung, Durchlaucht. Der Älteste ist erwachsen.«

»Schon erwachsen? Der Herr Sekretär hat mir von den vier Kindern erzählt. Ich hab nachg'fragt, weil ich wissen wollt, wer da zu mir kommt.«

»Sehr wohl, Eure Durchlaucht.« Erna räusperte sich. »Unser Daniel ist ... ist ein bisserl schwierig momentan.«

»Die Jugend braucht Zeit zu reifen, liebe Frau. Der wird schon.«

»Sehr wohl. Eure Durchlaucht.«

Die Fürstin rekelte sich wohlig. »Sehr angenehme, warme Finger hat Sie. Das Kopfweh ist wie weggeblasen.«

Erna lächelte. »Ich danke untertänigst. Ich massiere Eure Durchlaucht sehr gerne, sooft ich die Erlaubnis dazu erhalten tät.«

»Schau Sie her da.« Die Fürstin griff nach einem dünnen goldenen Armreif auf dem Toilettentischchen. »Der ist mir zu eng geworden. Den kann Sie haben.«

»Oh!« Erna war sich unschlüssig, ob sie das edle Geschenk annehmen durfte. »Oh wie wunderschön.«

»Sie kann den Reifen unbesorgt anlegen. Auf meinen geschwollenen Gelenken hat der keinen Platz mehr.« Die Fürstin seufzte. »Mit jeder Schwangerschaft wird es schlimmer. So zugenommen hab ich noch nie.« Sie hob ihre in der Tat wulstigen Arme. »Da schau Sie her.«

»Oh ... Oh!« Erna hielt den Armreif zwischen den gespreizten Fingern, als wäre es glühendes Gold.

»Scheußlich, nicht wahr?« Die Fürstin senkte die dicken Arme und drehte sich um. »Jetzt steck Sie den Reifen halt an. So besonders ist er auch wieder nicht.«

Aufgeregt streifte Erna das hauchdünne Edelmetall über das Gelenk.

»Schau. Trotz der vier Kinder ist Sie noch immer eine schlanke Person. Der Neid könnt einen fressen.«

»Oh. Durchlaucht sind zu gütig.«

»Jetzt sei Sie so lieb, und hilf Sie mir beim Auskleiden. Ich möchte mich a bisserl hinlegen und dann beaufsichtigt Sie bittschön die Kinder. Die sind nie müd, es ist net zum Aushalten. Eine Schand, wie der Hof mich demütigt, eine Schand is es. Dabei wird der Franz Ferdinand bald Kaiser von Österreich.« Mit behäbigen Bewegungen, den raschelnden Stoff ihrer volu-

minösen Garderobe in dunklem Blau hochgerafft, steuerte die Fürstin durch den Raum auf die offene Tür zu.

»Frau Mama, wohin geht Ihr?«, lispelte das Töchterchen.

»Ich leg mich ein bisserl hin, die Frau Erna wird sich um euch kümmern. Seid schön brav, gell.«

»Die Frau Erna ist unsere neue Kinderfrau, Frau Mama?«

»Nur solange die Annerl krank ist, liebes Soferl. Ihr folgt der Frau Erna aufs Wort. Habt's verstanden, Kinder?«

»Ja, Frau Mama!«

»Bis später, meine kleinen Lieblinge!« Die Fürstin winkte ihren Kindern und formte die Lippen zu einem schnalzenden Busserl. »Der Janaczek wird euch gleich ein Essen bringen.« Die drei Sprösslinge winkten artig zurück.

»Leider hat mich unser behandelnder Arzt, der strenge Herr Doktor Eisenmenger, auf Diät gesetzt«, seufzte die Fürstin in Ernas Richtung.

»Folge Sie mir jetzt ein Sprungerl mit ins Schlafzimmer. Sie muss mir beim Auskleiden helfen. Sie ist heut nicht nur Kinderfrau, Sie ist auch meine Kammerzofe.«

Glücklich und stolz folgte Erna der Fürstin in deren Gemächer.

Als Erna an diesem Abend ermattet und voll Sehnsucht nach Ruhe in die Ungargasse einbog, erwartete sie ein Spektakel. Der Hausmeister stand in seiner blauen Schürze auf der Gasse vor dem Wirtshaus zum Alten Heller, um ihn herum eine Menschentraube. Als Erna auf der Höhe des Gasthofs eingetroffen war, sah sie im Rinnsal neben dem Bordstein eine beachtliche Blutlache. »Jessas, was ist g'schehn?«, rief sie entsetzt.

»Ihr Sohn hat einen Gast brutal aus dem Lokal geprügelt, Frau Kühner«, berichtete der Hausmeister aufgebracht. »Die vom Wirt alarmierte Sicherheitswache hat den Angreifer nur

schwer davon abhalten können, weiter wie von Sinnen auf das wehrlose Opfer einzuschlagen, wobei der Herr Sohn geschrien hat, nichts anderes im Sinne zu haben, als den Vorschriften des Wirts zu entsprechen, weil über dem Tor stehe geschrieben: *Tschechen, Juden und Hunden ist der Einlass untersagt.*«

»Mir ist der Spruch nie aufgefallen«, sagte Erna und spähte die Fassade hinauf.

Der Hausmeister stemmte die Hände in die Hüften. »Mir a net, drum bin i gleich her und hab nachg'schaut. Schauen S', Frau Kühler, das Schild hängt so knapp unterhalb des Dachstuhls, dass niemand es richtig lesen kann. Das ist ja auch egal. Der Herr Wirt hat g'wiss net ausgerechnet Ihren Sohn mit dem Entfernen jüdischer Gäste beauftragt, schon gar nicht solcher, die anständig und regelmäßig die Zech bezahlen. Der Spruch is ja nur an die schlechten Juden adressiert, diejenigen, die mit falschem Geld um sich werfen, überhaupt solche, die sich nicht an die Ordnung in der Stadt halten wollen.« Der Hausmeister schilderte Erna eifrig weiter, wie der Herr Sohn trotz aller Versuche seinerseits, den Streit zu schlichten, nicht nachgeben habe wollen und dann bei der Polizeiaktion auch noch auf die uniformierten Beamten losgegangen sei. »Die Sicherheitswache hat den Ärmsten, einen Kaufmann, der seit Kurzem in unserem Haus, gleich neben dem Herrn Krzizek und seiner gnädigen Freifrau, wohnhaft ist, in das nächste Krankenhaus transportiert. Hoffentlich überlebt der den Angriff. Bei dem vielen Blut, das der verloren hat, ist das ein Glücksspiel, würd ich sagen.«

»Ja, wo ist er denn, der Daniel?« Erna seufzte. Sie war müde von den ewigen Streitereien.

»Wo er hingehört. In Polizeigewahrsam, Frau Kühler. Nichts für ungut, aber wir wollen Ihren Herrn Sohn nicht länger in unserem Haus haben.«

»Is scho recht, Herr Buchholz, ich kümmerge mich. Lassen Sie's gut sein.«

»Gott beschütze uns vor unserem Ältesten«, sagte der Franzl wenig später im Stall zu seiner Frau, nachdem die Kinder oben in der Kammer eingeschlafen waren.

»So kann es nicht weitergehen«, sagte sie und streichelte ihrem Gatten über die von Neuem zu schuppen beginnende Haut. »Ich hab so g'hofft, dass er sich bessert hat in der Fremde.«

»Ich fürcht, beim Daniel hülft nichts mehr. Was haben wir bei ihm nur falsch g'macht, Erna?«

Erna zuckte mit den Schultern und dachte an Klementine. Trotz der tiefen Besorgnis wagte sie nicht, Franzl ihren furchtbaren Verdacht zu offenbaren. Lieber redete sie mit ihm über die erfreulichen Ereignisse heute bei der Fürstin im oberen Schloss Belvedere. Der Dienst für Ihre Durchlaucht, die unsäglich unter der fehlenden Anerkennung aufgrund der niederen Geburt zu leiden schien, erfüllte Erna mit Freude. Sie fühlte mit der unglücklichen Gattin des Thronfolgers. Gerade so, als teilte sie, die einfache Frau, ein gemeinsames Schicksal mit der Fürstin. Verbunden im tapfer erduldeten Unrecht. Erna erzählte ihrem Franzl, dass sie sich bemühen werde, bei der Fürstin eine dauernde Beschäftigung als Kammerzofe zu finden. Stolz zeigte sie ihrem Ehemann das Geschenk der Gnädigsten, den goldenen Armreif, den sie nie wieder von ihrem Handgelenk streifen wollte. Franzl hörte aufmerksam zu, dann umarmte er sie und küsste sie innig auf den Mund wie schon lange nicht mehr. Trotz des unangenehmen Pferdegeruchs, der überaus hartnäckig auf Franzls Haut haftete, spürte Erna, wie die Erregung von ihr Besitz ergriff. Stück für Stück fielen die Kleider. Zuletzt das Korsett. Franzl lächelte selig. Erna zog

die Spangen aus der Frisur, griff mit beiden Händen in die dunklen Locken. »Schau her«, sagte sie und türmte das Haar. »So trägt die Fürstin ihre Haare. Würde mir so ein kaiserlicher Dutt nicht auch zu Gesicht stehen?«

Franzl nickte und öffnete mit hektischen Handgriffen seine Hose. »Was tät ich ohne dich«, raunte er. »Verloren wär ich.«